



Mann mit Welt

Seine Wurzeln liegen in Afrika. Sein Geist aber ist gern überall zu Hause. Schön für das Haus der Kunst in München, denn Okwui Enwezor ist sein neuer Chef.

Von Kia Vahland

„Das hochgebildete deutsche Publikum ist einzigartig“, sagt Okwui Enwezor, der Autodidakt, und es klingt nach echter Be

Von Kia Vahland

München – Hier also gehört er hin. Auf den Grünen Hügel von Bayreuth. Okwui Enwezor schüttelt am Premierabend dem bayerischen Kunstminister die Hand, scherzt über sein Jetsetleben zwischen New York und München, seinen Deutschunterricht via Skype. Lächelt Angela Merkel freundlich zu, nimmt aufmerksam die anderen Politiker zur Kenntnis, Horst Seehofer, Hans-Dietrich Genscher, Edmund Stoiber, die mit ihm in der Opernpause an weiß gedeckten Tafeln Platz nehmen, während die weniger privilegierten Gäste von einer Tribüne aus zuschauen. Als würde an diesem frischen Spätsommertag nicht Richard Wagners „Tannhäuser“ gegeben, sondern ein

en Direktor des Münchner Hauses der Kunst zu verpflichten, einer der großen Ausstellungshallen für Gegenwartskunst. Als der vorige Direktor Chris Dercon im Sommer vergangenen Jahres an die Londoner Tate Modern berufen wurde, musste sich Schmid einen Ruck geben, um Okwui Enwezor eine E-Mail zu schreiben. Der ehemalige Chef der Documenta bespielt Großveranstaltungen von Johannesburg bis Ramallah. Was könnte ihn nach München locken?

Red Bull, der Schrankkoffer auf Rollen und immer ein Anzug nach Maß: Enwezor unterwegs.

möge die alte Hackordnung, die Einteilung in „kuratierende“ und „kuratierte“ Nationen aufgeben und die Welt im Miteinander der Kulturen neu entdecken. Er will wirklich etwas verändern, und das nicht nur für sich selbst.

Vermutlich harmonisierten Enwezor und manche der Bayreuther Premierengäste etwas weniger, ginge es beim Pausenwein um Weltpolitik oder um deutsche Leitkultur versus eine offene Gesellschaft.

Geht es aber nicht. Man rügt die taktlos-überdrehte Inszenierung des „Tannhäuser“, in der eine Figur zum Sterben in die Biogasanlage geschickt wird, und das auf Hitlers Lieblingsbühne. Enwezor lobt die klassische Musikauffassung des Dirigenten – und kritisiert das moderne Büh-

häufigste Seite



naechste Seite
↓
vorige Seite

merksam die anderen Politiker zu Kenntnis, Horst Seehofer, Hans-Dietrich Genscher, Edmund Stoiber, die mit ihm in der Opernpause an weiß gedeckten Tafeln Platz nehmen, während die weniger privilegierten Gäste von einer Tribüne aus zuschauen. Als würde an diesem frischen Spätsommertag nicht Richard Wagners „Tannhäuser“ gegeben, sondern ein Stück zur bundesrepublikanischen Kultur. Über ein Land, dessen Elite jedes Jahr quer durch die Republik reist, um sich, unter Thrombosegefahr, in viel zu eng stehende Holzsitze zu quetschen, fast 2000 dicht gedrängte Plätze im Saal, Hunderte in den Logen. Wer mittig sitzt und kurz vor Schluss kommt, zwingt Dutzende Gäste zum Aufstehen, riecht ihren Atem, ihr Parfüm und ihren Schweiß. Diese Nähe, das Massengefühl, hat Wagner so gewollt, also ist es heute noch so.

Enwezor, der Nigerianer, Wahl-New Yorker, Kosmopolit, Kunstkenner, müsste sich wundern. Oder zumindest in der Pause erst einmal die langen Beine ausschütteln. Tut er aber nicht. Sondern lobt die Hochkultur in der Provinz: Wie ungezwungen die Staatsmänner und -frauen sich in ihren Roben geben, auf Augenhöhe mit den anderen Gästen, den Mäzenen, den Kellnern. Alles so entspannt in dem fränkischen Städtchen, überhaupt: in Bayern und Deutschland. Wäre Barack Obama hier, meint Enwezor, man käme vor lauter Personenschützern nicht zum Essen. Die harten Holzstühle im Opernsaal, nun, die gehörten entfernt, Wagners Angst vor schallschluckenden Polstermöbeln zum Trotz. Und ob sich nicht mehr Sponsoren fänden, um das kaputte Dach zu reparieren?

„Sie sind mein Mann“, freut sich Toni Schmid. Dem Ministerialdirigenten im bayerischen Kunstministerium ist es gelungen, Enwezor von Oktober an als neu-

nesburg bis Ramadan. Was kommt ihm nach München locken?

Red Bull, der Schrankkoffer auf Rollen und immer ein Anzug nach Maß: Enwezor unterwegs.

Enwezor aber sagte unverhofft zu: erst die Chefstelle in München, dann einen Premierenbesuch in Bayreuth vor Dienstantritt. Er habe sich in Kassel wohl gefühlt, warum also nicht erst recht in Bayern. Das Haus der Kunst ist ihm vertraut, weil hier in den vergangenen Jahren von Gerhard Richter bis Ai Weiwei die maßgeblichen Künstler ausstellten. Und: „Das hochgebildete deutsche Publikum ist einzigartig in der Welt“, sagt Enwezor, und das klingt bei ihm ehrlich bewundernd.

In einer umständlichen Prozedur brachte der Ministerialdirigent Schmid seinen Kandidaten durch die politischen Gremien, ließ ihn beim Kunstminister, im Kabinett und beim Ministerpräsidenten vorsehen. Die erlebten einen kundigen Museumsmann mit perfekten Umgangsformen, ebensolchem Englisch und Maßanzügen, die selbst in München auffielen. Alle freuten sich über so viel Weltrang.

Vielleicht haben sie Enwezors Schriften nicht gelesen, nicht verstanden oder nicht ernst genommen. Im Dokumentarkatalog von 2002 etwa betätigt sich der Kurator als Gesellschaftstheoretiker, denkt über die postkoloniale und postsozialistische Weltordnung nach, schimpft über eine „domestizierte“ und „disziplinierte“ künstlerische Avantgarde, die es sich in lauer Systemkritik bequem gemacht hat. Er fragt, was nach den Anschlägen vom 11. September aus den Werten des Westens werde und fordert von der Kunst, sie

schaft.

Geht es aber nicht. Man rügt die taktlos-überdrehte Inszenierung des „Tannhäuser“, in der eine Figur zum Sterben in die Biogasanlage geschickt wird, und das auf Hitlers Lieblingsbühne. Enwezor lobt die klassische Musikauffassung des Dirigenten – und kritisiert das moderne Bühnenbild des Ateliers Liehout, einer Gruppe Gegenwarts-künstler. Wie dieses Holzgerüst die Aufführung verstellt! Die Schauspieler könnten sich ja vor lauter Kunst kaum noch bewegen.

Die meisten Gäste an den langen Tafeln im Bayreuther Restaurant wissen nicht, wer dieser Mann ist, der einzige Schwarze, der hier zwischen ihnen sitzt. Er fällt auch nicht auf. Außer vielleicht durch seine perfekten Tischmanieren.

Das ist die Kunst des Okwui Enwezor: Zugehörigkeit signalisieren, vom ersten Moment an. Elite sein, aber so selbstverständlich, dass es nicht arrogant wirkt. Neue Einflüsse aufsaugen, sich der Welt anverwandeln. Und dann das eigene Ding machen.

1982, als 19-Jähriger, zog er nach New York. Die Eltern hätten ihn lieber in Großbritannien gesehen; New York stellten sie sich als Hölle der Gewalt vor – schlimmer als den nigerianischen Bürgerkrieg, der die Familie in Enwezors Kindheit kurz nach der Unabhängigkeit des Landes 1960 zu Dutzenden Umzügen zwang. Der Sohn setzte seinen Willen durch, die Eltern finanzierten ihm das Studium der Politikwissenschaft und eine Wohnung in der Bronx. Jeden Abend, wenn der Student heimfuhr, staunte er über den Verfall: kaputte Häuser, eingeschlagene Scheiben. Lagos schien ihm aufgeräumt zu sein im Vergleich. Und weniger ausgrenzend. In New York, dem aufregenden Zentrum der Gegenwartskunst, der Mu-

3



Foto: Regina Schmeken

wunderung.

sik, der Mode, brachten es Schwarze immer nur zu schillernden Ausnahmestalten. Es gab einen dunkelhäutigen Maler Basquiat, aber keinen Museumsdirektor mit afrikanischen Wurzeln. Enwezor gründete ein Magazin über die Kunst seines Kontinents. Er tauchte ein in die Debatten über das koloniale Erbe und den selbstverliebten Blick der Europäer und Amerikaner auf andere Kulturen. Im Gegensatz zu den weißen Intellektuellen kannte der junge Mann Werke afrikanischer Künstler und Fotografen, die dem westlichen Verständnis eigene Geschichten entgegensetzen vermochten.

Die Zeit war reif für eine solche erweiterte Kunstgeschichte, jetzt nach Ende des Kalten Krieges. 1996 verantwortete der Autodidakt seine erste große Ausstellung im New Yorker Guggenheim Muse-

Ernsthaft und professionell wirkt es, wenn er spricht. Und sehr kontrolliert. Nur selten entfährt ihm ein ungeschützter Gedanke, wie am Rande der Humboldt-Konferenz. Enwezor hatte gerade im Plenum den neubarocken Architektorentwurf des Schlosses in ausgewogenen Worten als unbedarft kritisiert. In der Pause macht er sich im kleinen Kreis leise Sorgen, ob sich auch niemand vor den Kopf gestoßen fühle. Dann überlegt er weiter. Wie konnte es dazu kommen: ein Weltkulturenmuseum im rekonstruierten Preußenschloss? „Das ist die Geschichte einer doppelten Rache“, analysiert er. „Erst sprengt die DDR-Führung das alte Schloss und baut einen Palast der Republik. Und der wird dann nach der Wiedervereinigung abgerissen.“ Man könnte den Nigerianer gut als Ethnologen deutscher

eines welt- und stadtoffenen Hauses der Kunst als Zentrum intellektueller Debatten. Schlägt den Herren vom Goethe-Institut ein gemeinsames Forschungs- und Stipendienprogramm vor. Pendelt nebenbei nach Paris und Beirut, wo andere Großprojekte laufen.

Und steht im Haus der Kunst wieder vor einem deutschen Phänomen. Die Nationalsozialisten veranstalteten hier, in ihrem ersten großen Monumentalbau, 1937 die Ausstellung „arischer“ Kunst als Gegenmodell zur „entarteten“ Kunst, die zeitgleich in München zu sehen war. Okwui Enwezor breitet in der Eingangshalle die Arme aus und wirkt trotzdem klein, so überdimensional sind Wände und Decken konstruiert. Der dicke Vorhang muss weg, sagt er, die Halle soll luftig wirken, einladend. Alle Treppenaufgänge sol-

erte Kunstgeschichte, jetzt nach Ende des Kalten Krieges. 1996 verantwortete der Autodidakt seine erste große Ausstellung im New Yorker Guggenheim Museum. Bald wurde er zum fliegenden Kurator, der routiniert seinen vierradrigen Schrankkoffer zum Check-in bugsiert und die Arme im frisch gebügelten Hemd spreizt, wenn der Sicherheitsbeamte den hochgewachsenen Schwarzen als Einzigen in der Schlange abtastet.

So steht der Museumsmann an einem Sommertag in Berlin-Tegel und leert schnell eine Dose Red Bull vor dem Abflug nach München. Eine Dreiviertelstunde zuvor saß er auf dem Abschlusspodium der internationalen Tagung zur Zukunft des Humboldt-Forums im Berliner Schloss. Er hatte das Taxi auf die allerletzte Minute bestellt, immer noch zu früh, es wäre mehr zu sagen. Und so diskutiert er einfach weiter, erst im Auto, dann in der Abflughalle. Schafft es, sein Gegenüber keinen Moment aus den Augen zu lassen, als gäbe es nur das Fachgespräch und nicht auch Taxifahrer, Schalterbeamten, zu verladende Schrankkoffer. Erzählt, wie er damals die erste Documenta nach den Anschlägen vom 11. September 2001 in Vorabkonferenzen nach Neu Delhi und Lagos gebracht hatte, obwohl in Deutschland alle sagten, das entspreche nicht dem Geist von Joseph Beuys und des Documentagründers Arnold Bode. Auch das neue Weltkulturenmuseum im Berliner Schloss müsse man so angehen, findet Enwezor: etwas Unvorhergesehenes wagen, auf die neue Zeit mit internationalen Ideen reagieren.

Schloss und baut einen Palast der Republik. Und der wird dann nach der Wiedervereinigung abgerissen. "Man könnte den Nigerianer gut als Ethnologen deutscher Befindlichkeiten gebrauchen. Wäre er dafür nicht viel zu höflich."

Er steht in der riesigen Halle und sagt: „Ein Gebäude kann man nicht vor Gericht stellen.“

Die ausgebildeten Ethnologen brauchen derweil seine Hilfe. Die Berliner Kustoden des künftigen Humboldt-Forums zeigen ihm ihre Afrikabestände: Das Depot in Berlin-Dahlem quillt über vor Waffen, Masken, Kultfiguren. 75 000 Objekte, in wenigen Jahrzehnten Kolonialherrschaft aus Afrika herausgetragen. Enwezor hört sich die Sorgen der Kollegen an, ihre Fragen, wie sie den kolonialen Habitus endlich ablegen können - soll man Gegenwartskünstler beauftragen? Moderne Alltagsdinge sammeln? Mit Museen in Kenia und Nigeria kooperieren? Manch anwesender Museumschef aus Afrika vertritt radikale Ansichten: alles zurückgeben! Asylbewerber als Kuratoren einstellen! Nicht so Enwezor, der Realist. Er würdigt die Expertise der Ethnologen und berät sie, wie sie ihre Sammlung modernisieren können, ohne die Objekte zu banalisieren.

Kommunizierend, fragend, diskutierend dreht er so seine Runden durch die deutsche Kulturlandschaft. Schaut allen fest in die Augen. Wirbt für seine Idee

so überdimensional sind Wände und Decken konstruiert. Der dicke Vorhang muss weg, sagt er, die Halle soll luftig wirken, einladend. Alle Treppenaufgänge sollen geöffnet werden, damit Besucher sich frei bewegen können. Für das eingelagerte Archiv mit Bauplänen und Schriftstücken will der Neue einen Raum im Erdgeschoss abtrennen lassen, damit sich jeder über die Geschichte des Hauses anhand der Dokumente informieren kann. Und doch möchte er sich bloß nicht auf die NS-Architektur fixieren: „Ein Gebäude kann man nicht vor Gericht stellen. Und dieses Haus erzählt außer Nazi- auch Nachkriegsgeschichte.“

Also plant der Kurator eine Ausstellungsserie zur Epoche ab 1945. Ihn interessiert, wie die Kunst nach dem Zerfall der alten Imperien einen bunten Kosmos an Modernismen hervorbrachte: „Gegenwartskunst ist wie schlechtes Englisch. Es gibt ein gemeinsames Vokabular, aber jeder spricht es anders aus.“

Seine erste Münchner Schau, 2001 in der Villa Stuck, präsentierte neben afrikanischer Malerei und Fotografie Plattencover, Magazine, Alltagspop. Auch den Nazibau will Enwezor allen Künsten öffnen. Dem Jazz etwa: Eine Ausstellung wird das Münchner Plattenlabel EMI kulturhistorisch durchleuchten.

Zu den Gesamtkunstwerken der alten Opernwelt ist es da nicht mehr weit. Vielleicht war Okwui Enwezors Ausflug nach Bayreuth eine Recherchereise. Um zu schauen, wie man das macht: ein historisch belastetes Haus zum kulturellen Magneten des Landes machen.